2 Die Postmodernisierung der Gesellschaft – Aspekte der Rahmenbedingungen aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen

Die Befassung mit der Postmoderne ist nicht selten mit Verstrickungen in einem „terminologischen Irrgarten“ (Bertens 1987, S. 47) verbunden. Vieles – und dabei durchaus Widersprüchliches – wird mit Postmoderne konnotiert. Auch wenn der Wortteil ‚post‘ eine zeitliche Nachlagerung zur Moderne bezeichnet, ist sie „nicht plötzlich in die Postmoderne übergegangen“ (Friesen 1995, S. 50). Es entstand bei dem – durchaus bis heute andauernden – Übergang von Moderne zu Postmoderne „eine Zeit zwischen den Zeiten […], eine Zwischenzeit, in der eine Unbestimmtheit herrschte, die offensichtlich im Pluralismus der Postmoderne und ihrer Beurteilung fortbesteht“ (Friesen 1995, S. 50). Die gesellschaftliche Postmodernisierung bedeutet also keinesfalls, „dass die Gesellschaft postmodern ist. Moderne Strukturen sind noch überall zu finden. Aber sie vermögen es nicht, die Ausbreitung der Postmoderne zu behindern“ (Bormann 2002, S. 84). Der postmoderne Pluralismus erfasst das gesellschaftliche Leben in seiner vollen Breite: in Bezug auf Lebensstile, räumlichen Strukturen, wirtschaftliche Entwicklungen, ästhetische Deutungen, wissenschaftliche Arbeit, politisches Handeln aber auch allgemein die Regeln der Lebensführung. Dieser Pluralismus der Regeln „lässt die moralischen Entscheidungen (und im Gefolge das moralische Bewusstsein) als intrinsisch und irreparabel *ambivalent* erscheinen“ (Bauman 2009a[1993], S. 38; Hervorh. i. O.).

Das Kernkonzept der Moderne war durch einen (letztlich irrationalen) Glauben an den „Viersatz von Vernunft, Wissen, Fortschritt und Emanzipation [geprägt]. Aus der Vernunft lässt sich ein sicheres Wissen generieren, das zu einem ständigen Fortschritt führt, der wiederum eine zunehmende Emanzipation des Menschen nach sich zieht“ (Dingler 2003, S. 45). Im wissenschaftlichen Kontext bedeutet

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

A. Schönwald et al., *Demographischer Wandel in Unternehmen,*
DOI 10.1007/978-3-658-06521-8_2

dies einen Übergang von der Auffassung, eine beobachterunabhängige Welt könne durch quantitative Methoden abgebildet werden, so „dass der naive Empirismus – als der Forscher den toten Mann spielte – überwunden ist zugunsten einer Methodologie der teilnehmenden Beobachtung“ (Sloterdijk 1987, S. 81). Der Logozentrismus der Moderne implizierte die Ablehnung aller nicht-logischen Diskurse (Lyotard 2004) und bedeutete letztlich eine spezifische eurozentristische Weltsicht (Amin 1988; Leitner und Sheppard 2005). Demgegenüber gehört es zum Kern postmodernen Denkens die großen Ideologien, Synthesen und Einheitsideen – wie die der Vorstellung die Welt gemäß logischer Operationen gänzlich verstehen und letztlich beherrschen zu können – zu dekonstruieren. Postmodernes Denken betont die Vielfalt von Perspektiven und die Ablehnung der Vorstellung, es gäbe eine einzige legitime Weltsicht. Somit lässt sich mit Lyotard (1979) die Postmoderne als das Ende ‚Großer Erzählungen‘ (oder ‚Meta-Erzählungen‘) mit exklusivistischem Geltungsanspruch mit ihren „Finalitätsmythen“ (Beck et al. 2001, S. 17) beschreiben. Darunter fallen sowohl die Idee der Aufklärung von Kant, die Idee des Historischen Materialismus wie auch die der Hegelschen Geschichtsphilosophie. Dabei wird der Moderne vorgeworfen, zwar den aristokratischen und theologischen Dogmatismus der Vormoderne überwunden zu haben, jedoch das Unbewusste, Emotionale, Spontane, Symbolische und Intuitive der menschlichen Existenz verdrängt zu haben“ (Holtbrügge 2001, S. 23–24).

Die sozialen Beziehungen der Moderne waren von einem hohen Grad an Standardisierung geprägt: Formalisierung (beispielsweise heterosexuelle Zweierbeziehung mit den daraus erwachsenden Kindern), Beherrschbarkeit (beispielsweise die Abhängigkeit der nicht erwerbstätigen Ehefrau) und Berechenbarkeit (durch Sanktionen abgesicherte Normen, wie sich die Aufgaben von Ehefrau und Ehemann gestalten, hier der Berufstätige, dort die Hausfrau und Mutter; Wagner 1995). Die Postmodernisierung hingegen ist durch Entstandardisierungserscheinungen geprägt. Die Person wird aus traditionellen Schicht- und Klassenstrukturen herausgehoben, Erfolg wie Misserfolg werden individualisiert und immer weniger sind sie von Klassen- oder Schichtzugehörigkeiten abhängig (Hassan 1988; Hage und Powers 1992; Bauman 2000, 2008, 2009b). Individualisierung bedeutet in diesem Kontext nicht „die Befreiung des Menschen von den Fesseln der Gesellschaft, sondern eine bestimmte, historisch neue Form der Vergesellschaftung. Individualisierung bezeichnet eine gesellschaftliche Zumutung, einen paradoxen Zwang“ (Eickelpasch und Rademacher 2004, S. 20). Dieser Zwang besteht darin, jenseits traditioneller Bindungen und Traditionen unabhängig von Stand, Klasse und Herkunft eine eigene Existenz entwerfen zu müssen (Beck und Beck-Gernsheim 1994). Verbunden ist dieser Prozess mit einem fundamentalen Wertewandel: Das Streben nach Selbstverwirklichung in Freizeit und Arbeit löst moderne Pflichtwer-

te und primäres Streben nach materiellem Wohlstand ab (Inglehart 1977, 1998). Zygmunt Bauman (2008, S. 7) bezeichnet diese Wandlungsprozesse als „Übergang von der ‚festen' zur ‚flüchtigen' Moderne". Dieser lässt sich auch Teil und Ausdruck der kulturellen Phasenverschiebung (im Sinne von Ogburn 1964) verstehen. Ehemals feste Strukturen werden verflüssigt: So werden die Grenzen zwischen Arbeits- und Privatleben aufgeweicht, zwischen Hierarchieebenen, zwischen Organisationen, aber auch zwischen Kunden und Lieferanten, zwischen ehemals als monolithisch konstruierten Kulturen etc. (siehe z. B. Holtbrügge 2001). Dabei werden im Zuge der Einführung neuer Unternehmensstrategien und der betrieblichen Rationalisierungsbemühungen Arbeitsplätze zunehmend ‚atypisch' (Werkverträge, befristete Arbeitsverhältnisse, geringfügige Beschäftigung, Leiharbeit u. a.). Dabei führt „die Auflösung und Wandlung der Unternehmens- und Betriebsstrukturen sowie die Erosion der Normalarbeitszeit und des Normalarbeitsverhältnisses […] [zu] einer Pluralität von Beschäftigungsformen und Lebenslagen sowie zu einer teilweisen Auflösung kollektiver Zeitstrukturen" (Häußermann et al. 2008, S. 175). Bei der Organisation von Unternehmen entstehen neben Markt und Hierarchie hybride bzw. symbiotische Organisationsformen, die „Merkmale beider Alternativen aufweisen und eine eindeutige Grenzziehung nicht zulassen […]. So zeichnen sich z. B. strategische Allianzen, Joint Ventures, Franchisesysteme, Lizenzverträge oder langfristige Abnahme- und Lieferverträge durch gleichzeitige Anwendung von Preisen (marktliche Koordination) und Verträgen (hierarchische Koordination) aus" (Holtbrügge 2001, S. 65). Unternehmen organisieren sich und ihre Außenbeziehungen verstärkt in Form von Netzwerken (sowohl untereinander als auch zur Politik, wie das Beispiel der Public Private Partnerships verdeutlicht). Durch die Flexibilisierung der internen Organisation unter Nutzung hierarchischer, marktlicher und netzwerkartiger Ansätze wird eine Anpassung an Veränderungen der Märkte erleichtert, bedingt aber auch eine geringe zeitliche Stabilität interner Abläufe, wodurch Organisationsmitglieder immer weniger in die Lage versetzt sind, „zielorientiert als vielmehr zielinterpretierend" (Holtbrügge 2001, S. 134) zu handeln, wobei durchaus eigene (individuelle und kollektive) Interessen in das Handeln einfließen.

In der „Multioptionsgesellschaft" (Gross 2005, S. 7) schwinden die Möglichkeiten, „eine konsistente und kohärente Strategie zu entwickeln oder gar einen individuellen ‚Lebensentwurf' zu verwirklichen" (Bauman 2008, S. 7). Das Verfolgen eines ‚Lebensplans' mit einem Selbstverständnis in ‚starken Wertungen' (Rosa 2013) „wird ersetzt durch neue Formen ‚situativer Identität', die den vorübergehenden Charakter aller Selbstverständnisse und Identitätsparameter anerkennen und nicht einem Lebensplan [unterliegen], sondern dem Modell des ‚Wellenreitens' zu folgen versuchen: Wann immer sich eine neue attraktive Gelegenheit

ergibt, muss man bereit zum Sprung sein“ (Rosa 2013, S. 63) – und bereit sein, sofern sie überhaupt eingegangen wurden, alte Loyalitäten (ob zu Arbeitgebern, Mitarbeitern, Partnern) über Bord zu werfen. Gesellschaft wird nicht mehr als feste Struktur verstanden, sie „wird als Matrix wahrgenommen und behandelt, die aus zufälligen Verbindungen und Trennungen sowie aus einer im Prinzip unendlichen Fülle möglicher Permutationen besteht“ (Bauman 2008, S. 9). Die wettbewerbliche Logik durchzieht dabei auch zunehmend die Lebenswelten (Rosa 2013, S. 118): „Mehr und mehr werden sogar religiöse Praktiken, Lebenspartner, Familie, Hobbys und die Regeln für die Gesundheit nach der Wettbewerbslogik ausgewählt“. Der Logik des Wettbewerbs ist seine hohe zeitliche Variabilität eigen, was die handelnde Person zu ständigen Entscheidungen – unter geringer Vertrautheit über Alternativen zu und Folgen von diesen Entscheidungen – zwingt. Dieser Zwang zu ständigen Entscheidungen, der Verlust allgemeingültiger gesellschaftlicher Normen und Werte wie auch Rollenmuster (Lipovetsky 2004) erzeugt eine dreifache Unsicherheit (Bauman 2000):

1. Das Gefühl der Ungewissheit (*uncertainty*), verstanden als die nicht mehr vorhandene Kenntnis „des Unterschieds zwischen vernünftig und dumm, glaubwürdig und irreführend, nützlich und nutzlos, passend und unpassend oder vorteilhaft und schädlich“ (Bauman 2000, S. 31).
2. Das Gefühl nicht vorhandener Sicherheit (*insecurity*), verstanden als die Abwesenheit des Vertrauens, das jenes, was sowohl individuell als auch gesellschaftlich erworben und gewonnen wurde, auch Bestand hat und als Quelle von Stolz und Achtung gilt. Dies bedeutet den Verlust der Gewissheit, dass die eigenen Maßstäbe „die Richtigen [seien], die erlernten Gewohnheiten erfolgreichen Handelns wie auch die erlernten Fertigkeiten, die man angesichts der Herausforderungen des Lebens braucht“ (Bauman 2000, S. 31) für eine erfolgreiche Lebensführung geeignet seien (vgl. auch Bauman 2009a[1993]).
3. Das Gefühl der Schutzlosigkeit (*unsafety*), verstanden als das Gefühl der Abwesenheit der Gewissheit, mit einem angemessenen Verhalten in die Lage versetzt zu sein, Schaden von dem eigenen Körper „und seinen Verlängerungen – Besitz, Zuhause und Nachbarschaft – wie auch dem Raum, dem all diese Elemente eines ‚größeren Ich‘ eingeschrieben sind“ (Bauman 2000, S. 31), abhalten zu können.

Diese drei Formen der Unsicherheit werden – so Bauman (2000, S. 45) – durch eine ‚Meta-Ungewissheit‘ verschärft, „die Ungewissheit im Hinblick auf den Grad an Gewissheit, den man vernünftigerweise als den eigenen und insbesondere sicheren Besitz beanspruchen kann“. Eine Unsicherheit, die dadurch verstärkt wird,

dass weder „die Wissenschaft noch die herrschende Politik, noch die Massenmedien, noch die Wirtschaft, noch das Rechtssystem oder das das Militär […] in der Lage [sind], Risiken rational zu definieren oder zu kontrollieren“ (Beck 2006, S. 107), wodurch der Mensch der Postmoderne gezwungen ist, „den Rationalisierungsversprechungen dieser Institutionen zu misstrauen“ (Beck 2006, S. 107). Die Unsicherheit reicht tief in moralische Weltdeutungen (Bauman 2009a[1993], S. 38; Hervorh. i.O.): „Unsere Zeit ist eine der *tiefempfundenen moralischen Ambiguität*: sie offeriert eine nie zuvor gekannte Entscheidungsfreiheit und befängt uns gleichzeitig in einem nie gekannten Zustand der Unsicherheit“. Zahlreiche Unsicherheiten kumulieren darin, so stellt Hartmut Rosa (2013, S. 66; Hervorh. i.O.) fest, „dass wir uns *nicht mehr sicher* sind, ob die Geschichte eine Richtung hat“. Unsicherheit wiederum lässt sich als wesentlicher Grund für die Entwicklung von Angst beschreiben. Angst veranlasst den Menschen dazu, Maßnahmen zur ihrer Abwehr zu ergreifen, wodurch „die Angst […] wiederum unmittelbar greifbar“ (Bauman 2008, S. 18) wird. Angst ist in der Postmoderne inkorporiert, sie „durchdringt unseren Alltag; sie bedarf kaum weiterer Reize von außen, denn die Handlungen, zu denen sie uns tagein, tagaus veranlasst, liefern ausreichend Motivation und Energie, damit sie sich selbst reproduziert“ (Bauman 2008, S. 18; siehe auch Bauman 2009b). Das Streben nach Angstabwehr mündet bisweilen in an Hass grenzenden Argwohn auf das Andere, das Unbekannte, das Fremde.

Die soziale Flexibilisierung und Individualisierung lässt sich wiederum rekursiv mit den Anforderungen der Globalisierung rückgekoppelt verstehen. Als Globalisierung lässt sich mit Beck (1998, S. 44) „das erfahrbare Grenzenloswerden alltäglichen Handelns in den verschiedenen Dimensionen der Wirtschaft, der Information, der Ökologie, der Technik, der transkulturellen Konflikte und der Zivilgesellschaft“ verstehen. Der „flexible Mensch“ bearbeitet „unmittelbare und kurze Aufgaben“ (Sennett 2007, S. 43; vgl. auch Bauman 2009b), bei der „die Position der Betroffenen dauerhaft destabilisiert“ (Bauman 2000, S. 48) wird indem sie die Bereitschaft voraussetzt „Verpflichtungen und Loyalitäten ohne Bedauern aufzugeben und Chancen wahrzunehmen, die sich aktuell bieten, anstatt den eigenen, vorgefassten Präferenzen zu folgen“ (Bauman 2008, S. 11). Diese zur Regel werdende Fragmentierung der Erwerbsbiographie steht im Gegensatz zu denen früherer Generationen: Wurden in der Vor- und Frühmoderne Berufe von den Vätern an die Söhne weitergegeben, wurden in der Moderne Söhne (und später Töchter) frei, „einen eigenen Beruf zu wählen, aber sie trafen diese Entscheidung zumeist nur einmal, also für den Rest ihres Lebens“ (Rosa 2013, S. 25). Dabei ist die postmoderne Welt durch „eine neuartige wettläufige Leistungsverfassung“ (Sloterdijk 2007, S. 143) geprägt, die „die Entwicklung des Individuums zu einer adaptionsbereite[n] Biomaschine“ (Sloterdijk 2007, S. 143) erzwingt. Erfolg oder

Misserfolg wird zunehmend zeitlich determiniert (Rosa 2013, S. 84): „Weil soziale Wertschätzung nach dem Wettbewerbsprinzip vergeben wird, ist Geschwindigkeit zu einem entscheidenden Bestimmungsfaktor auf der Landkarte der Anerkennung geworden. Wir müssen schnell und flexibel sein, um soziale Wertschätzung zu gewinnen und zu bewahren, zugleich aber treibt unser Kampf um Anerkennung die Antriebsräder der Beschleunigung unaufhörlich an". Dadurch werden gerade Fach- und Führungskräfte in transnationalen Organisationen zu „heimatlosen Nomaden" (Holtbrügge 1996, S. 278). Dabei generiert sich soziale Anerkennung immer wenig aus den Ergebnissen eines Lebenslaufes, sondern wird zunehmend Ausdruck des täglichen Konkurrenzkampfes (Rosa 2013). Diese Dynamisierung von Lebenswelten lässt nur noch in geringem Maße intergenerationelle Kontinuität zu. Dies hat zur Folge, dass „die einzelnen Generationen tatsächlich in ‚verschiedenen Welten' [leben], was die symbolische Reproduktion der Gesellschaft zu gefährden droht" (Rosa 2013, S. 105) und sich die Gefahr entwickelt, dass sie „ihr kreatives Potenzial zur innovativen Reaktion" (Rosa 2013, S. 105) verliert, da ihr freie Zeiträume verloren gehen.

Die ökonomische Globalisierung bedeutet für den einzelnen Menschen nicht allein eine Erweiterung des Konkurrenzhorizontes, auch die Hoffnung auf die Sicherheit nationalstaatlicher Mechanismen wird unterminiert: Die Globalisierung unterläuft die nationalstaatlich gefasste ökonomische Selbstdefinition (Beck et al. 2001, S. 23; Beck 2002, 2006) der Moderne: Einer globalisierten Konkurrenz stehen nationale Wirtschaft- und Arbeitsmarktpolitiken mehr oder minder einflusslos gegenüber (vgl. Beck 1997). Die global verflochtene Wirtschaft hat nationale Ökonomie zu einem Mythos gemacht, „der aus wahltaktischen Gründen aufrechterhalten wird" (Bauman 2009a[1993], S. 208). Auch hat die Globalisierung „einen universellen Prozess des Benchmarking[s], der vergleichenden Bewertung, in Gang gesetzt" (Moïsi 2009, S. 31). Im Prozess der globalen Unternehmensverflechtungen wird die frühere „Herkunftsbezeichnung *made in* zunehmend durch ein *made by* ersetzt" (Holtbrügge 2001, S. 81; Hervorh. i. O.). Zugleich impliziert die Globalisierung die Unterwanderung der Legitimation des Nationalstaaten (Sassen 1996): Die Herausforderungen der Gegenwart haben einen globalen Bezugshorizont, die den Nationalstaat weitgehend handlungsunfähig erscheinen lassen: Klimawandel, Verlust an Biodiversität, Verflechtungen des Finanzsektors, Verteilung von Armut und internationale Migration, um nur einige zu nennen, lassen sich nationalstaatlich nicht regeln. Die Nutzung von Informationstechnologien einerseits und die Verringerung von Transportkosten andererseits machen es Unternehmen möglich, Standortvorteile global für sich verfügbar – entweder in Form der Nutzung von Zulieferern oder der Gründung von Tochtergesellschaften, Joint Ventures o. ä. – zu machen (z. B. Malecki 1991; Graham und Marvin 1996) und sich „dem Staat und

seinen Kontrollbegehren“ (Varcoe und Kilminster 2002, S. 33) zu entziehen. Mit der Vernetzung von Entwicklungsabteilungen in Nordamerika, Europa und Japan wird die Zeitverschiebung für einen kontinuierlichen (= beschleunigten) Arbeitsprozess genutzt. Die Erzeugung von Produkten und Vorprodukten wird in Länder mit geringerem Lohnkostenniveau verlagert. Dabei entwickeln sich zwischen global agierenden Wirtschaftsunternehmen und Nationalstaaten durchaus asymmetrische Machtverteilungen: „Die Gladiatoren des Wirtschaftswachstums, die von Politikern umworben werden, unterminieren die Autorität des Staates, indem sie zwar seine Leistungen beanspruchen, aber ihm die Steuern entziehen“ (Beck 1997, S. 19). Entsprechend seines verringerten Machtpotenzials nimmt die Bindungswirkung des Nationalstaats ab, wie Rau (2013, S. 14 f.; Hervorh. i.O.) exemplarisch anhand deutscher Schüler verdeutlicht: „Die Schüler, die ein Deutschlandfähnchen an Papas BMW hängen, haben keineswegs die Absicht, die Ostgebiete zurückzufordern, in Elsass-Lothringen einzufallen oder ihre Heimat aus der Knechtschaft des Euro zu lösen. Sie empfinden noch nicht einmal besonders viel für Deutschland als politisches Gebilde (das sie sowieso bei der ersten sich bietenden Gelegenheit verlassen werden). […] Diese Schüler sind *zufällig* Deutsche, so wie sie blonde oder schwarze Haare haben. Es fühlt sich eben gut an, bei einem Fußballspiel Papas BMW mit einem Fähnchen zu schmücken – so wie es sich gut anfühlt, mit seinen Haaren irgendetwas zu machen […]“. Damit hat sich auf die Aufgabe des postmodernen Staates verschoben, diese liegt weniger in der Formulierung verbindlicher gesellschaftlicher Ziele und deren Umsetzung mit Hilfe eines bürokratischen Apparates, als vielmehr in der Sicherstellung von „Entwicklungs- und Ausdrucksmöglichkeiten der unterschiedlichen Sprachen, Kulturen und Lebensstile“ (Holtbrügge 2001, S. 36). Weiterhin obliegt es ihm „eine Legimitationsbasis für Entscheidungen zwischen gleichberechtigten, aber inkommensurablen Ansprüchen zu schaffen“ (Holtbrügge 2001, S. 36).

Die Verlagerung der Produktion von materiellen Gütern in Staaten mit geringerem Lohnniveau ist neben der Automatisierung der Produktion der wesentliche Grund für die De-Industrialisierung westlicher Gesellschaften (Bell z. B. 1973). Im Wesentlichen Güter, deren Produktion ein hohes wissenschaftlich-technisches Know-How erfordern, werden (zumeist unter Nutzung von Vorprodukten aus so genannten Schwellenländern) in Hochlohnländern produziert. Mit der ökonomischen Postmodernisierung der Gesellschaft vollzieht sich ein Wandel von den fordistischen „*economies of scale*“ zu den post-fordistischen „*economies of scope*“ (vgl. Esser und Hirsch 1987; Moulaert und Swyngedouw 1989; Lipietz 1992). Der Fordismus, benannt nach dem amerikanischen Automobilhersteller Henry Ford, zeichnet sich insbesondere durch eine standardisierte Massenproduktion aus. Die damit verknüpften Anforderungen an Arbeitnehmer sind ein mittleres Qualifika-

tionsniveau, „Zuverlässigkeit, Leistungsbereitschaft, Sich-fügen in eine monotone Tätigkeit, die sich häufig auf ganz wenige immer gleiche Handgriffe beschränkt“ (Schimank 2012, o. S.). Die fordistische Moderne lässt sich insgesamt als eine „radikale Umstellung der Effizienzstandards und Konsummuster“ (Ipsen 2006, S. 81) beschreiben: Die Arbeitsorganisation basierte auf der wissenschaftlichen Betriebsführung des nach Frederick Winslow Taylor benannten Taylorismus. Dabei wurden detaillierte Vorgaben zur verwendeten Arbeitsmethode, einer exakten Bestimmung von Zeitpunkt und Ort der Leistungserbringung, verbunden mit einer betrieblichen Top-down-Kommunikation gemacht. Die einzelnen Arbeitsaufgaben wurden in einzelne Handgriffe zerlegt und mit detaillierten Zielvorgaben für den jeweiligen Arbeiter verbunden, deren Einhaltung einer externen Leistungskontrolle unterlag. Für den Einzelnen ergibt sich daraus ein nicht mehr erkennbarer Beitrag des eigenen Handelns für das Ziel des Unternehmens (Grap 1992), die auch eine „aufgabenorientierte Zeiteinteilung“ (Holtbrügge 2001, S. 109) der Vormoderne durch eine ihre lebensweltlichen Bezüge verlierenden „industrielle Organisationszeit“ (Holtbrügge 2001, S. 109) ersetzt. Die dadurch erzielten Produktivitätssteigerungen wurden allerdings mit der „Polarisierung der Qualifikationen und Verantwortlichkeiten zwischen Planenden und Ausführenden“ (Lipietz 1992, S. 132) erkauft. Die moderne Arbeitsorganisation basiert also „auf arbeitsteiligen und durch Technik und Maschinerie strukturierten Kooperationsprozessen, die unter Leitung eines Managements vollzogen werden“ (Müller-Jentsch 2003, S. 41). Der Fordismus implizierte die Schaffung einer Massenkaufkraft mit Massenkonsum. Die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates bedeutete ein Eingreifen in die ökonomischen, sozialen und kulturellen Aktivitäten von Menschen, um so eine starke Polarisierung der Gesellschaft zu verhindern. Die Arbeitsweise des Fordismus sieht im Wesentlichen die Rolle des Hauptfamilienernährers beim Mann, die Frau ist bestenfalls teilzeitbeschäftigt, in erster Linie jedoch für Haushalt und Familie zuständig (Schönberger 2007, S. 67). Gesellschaftliche Veränderungen und veränderte Ansprüche an Arbeitnehmer und von Arbeitnehmern im Postfordismus sind insbesondere mit den Begriffen ‚Prekarisierung‘, ‚Flexibilisierung‘ und ‚Subjektivierung‘ zu beschreiben (Schönberger 2007; vgl. auch Schimank 2012). Brüche im Lebenslauf und in der Erwerbsbiographie sind heute im Gegensatz zum fordistischen System keine Seltenheit mehr, die Notwendigkeit zum lebenslangen Lernen und Weiterbildungen zeichnen das postfordistische Gesellschafts- und Arbeitssystem aus. Die Verbreitung prekärer und atypischer Arbeitsverhältnisse steigt im Postfordismus (Schönberger 2007, S. 76–77 f.), aber auch die Möglichkeit an Arbeits- und Organisationsregularien partizipativ mitzuwirken (z. B. durch Betriebsräte und Vorschlagswesen). Des Weiteren werden sozialpolitische und arbeitsrechtliche Sicherungen abgebaut, auch, „um attraktiv für die Unternehmen

zu sein, die nur noch auf möglichst kostengünstige Standorte schauen“ (Schimank 2012). Unter ‚Flexibilisierung‘ wird vor allem die Flexibilisierung der Zeit verbunden mit dem Anspruch „auf eine erweiterte zeitliche Verfügbarkeit“ (Schönberger 2007, S. 77) verstanden. Aber auch die Trennung von Arbeit und Freizeit erlebt eine Flexibilisierung: Waren im Fordismus Arbeit und Freizeit noch weitestgehend getrennt, so verschwimmt diese Trennung im Postfordismus und es entsteht ein „Entdifferenzierung oder Entgrenzung im Sinne der Flexibilisierung von Arbeit und Freizeit“ (Schönberger 2007, S. 77). ‚Subjektivierung‘ bzw. ‚Individualisierung‘ meint unter anderem eine veränderte Lebensführung des Menschen, die mehr Wahlmöglichkeiten aber auch mehr Eigenverantwortung umfasst. Diese allgemeinen Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft schlagen sich seit den 1970er Jahren auch in Industrieunternehmen nieder: Systematische Arbeitsplatzwechsel, Arbeitsplatzerweiterung, Arbeitsbereicherung und die Einführung teilautonomer Arbeitsgruppen, aber auch die Einführung flacherer Hierarchien sind hier wesentliche Stichworte (Müller-Jentsch 2003). Diese Überlegungen zu Fordismus und Postfordismus und insbesondere der Übergang vom einen zum anderen System und seine Auswirkungen für die Arbeitswelt und die Zufriedenheit der Arbeitnehmer werden im empirischen Studienteil ebenfalls berücksichtigt. Im Zuge der gesellschaftlichen Postmodernisierung wird die Berechenbarkeit und Sicherheit der fordistischen Moderne durch die oben beschriebene Unsicherheit der postfordistischen Postmoderne abgelöst, der Sozialstaat wandelt sich in einen Leistungsstaat, dessen primäres Ziel nicht mehr die Fürsorge gegenüber seinen Bürgern, sondern vielmehr die Steigerung seiner Wettbewerbsfähigkeit mittels Qualifikation seiner Bürger ist (vgl. Hirsch und Roth 1986; Moulaert und Swyngedouw 1989; Lipietz 1992; Ipsen 2006). Mit Bauman (1995) lässt sich der Übergang von fordistischer Moderne zu postfordistischer Postmoderne auch mit dem Übergang des Produktions- zum Konsumkapitalismus festmachen. Bildete Arbeit in der Moderne die zentrale soziale Integrationsinstanz, schließlich war Arbeit „das Band, das die Lebenswelten der Individuen mit der Rationalität des Systems verklammert und die Gesellschaft zusammenhält“ (Eickelpasch und Rademacher 2004, S. 41), kommt in der Postmoderne dem Konsum diese Funktion zu: „In seiner gegenwärtigen Konsumphase setzt das kapitalistische System das Lustprinzip zu seiner eigenen Verewigung ein“ (Bauman 1995, S. 41). Imagewerte erhalten bei dem Konsum von Gütern und Dienstleistungen eine immer größere Bedeutung, während Nutzwerte hinsichtlich ihrer Bedeutung zurückgedrängt werden: „Die ‚Image-Produktionsaktivitäten‘ der Kulturökonomie beschränken sich in der heutigen Marketing-Gesellschaft nicht nur auf die von Werbe- und Design-Agenturen kreierten Produkt-Images, sondern insbesondere auch auf die von der Unterhaltungsindustrie und Medienwirtschaft verbreiteten Lebensstil-Images“ (Krätke 2002, S. 13). Diese

Lebensstil-Images werden im Wettbewerb der Städte und Regionen „um die ‚kreativen Köpfe' als Träger der Wissensökonomie" (Pohl 2009, S. 16) vermarktet und haben ‚harte Standortvorteile' in der Kommunikation längst ersetzt.

Mit der Unübersichtlichkeit der Globalisierung, bei der die Verknüpfung räumlicher und sozialer Nähe gelöst wird, „so dass unser Nachbar uns vollkommen fremd sein kann, während unser intimster Partner am anderen Ende der Welt lebt" (Rosa 2013, S. 62), entwickelte sich das Bedürfnis nach Lokalem und Vertrautem: So lässt sich das in den letzten Jahren verstärkt auftretende Bedürfnis nach Heimat, Ortsbezug, lokalen und regionalen Identitäten – wie Anthony Giddens (1995) feststellt – als der Ergebnis der Globalisierung lesen, schließlich verlieren „Lebenswelten […] durch Globalisierung ihre Zentrierung" (Luckscheiter 2007, S. 181). Der Ortslosigkeit der Globalisierung als „Prozess der Herausbildung einer Weltgesellschaft und einer globalen Kultur, in der transkontinentale Vernetzungen und Mobilitäten einen strukturellen Wandel einleiten" (Castells 1991, S. 130), ein *re-embedding*, eine Rückverortung, entgegengestellt. Der heimatliche Ort hilft dabei „dem Menschen, den Eindruck zu gewinnen, in einer bedeutungsvollen und stabilen Welt zu leben, was er auf unterschiedlichen Ebenen des Bewusstseins, auf Basis eines organisch verankerten Gespürs für Identität" (Tuan 1992, S. 44) vollzieht. Der Drang nach Heimat lässt sich auch als Sehnsucht interpretieren, Menschen, anderen Lebewesen und Dingen wieder Bedeutung zu geben (vgl. Rosa 2013).

http://www.springer.com/978-3-658-06520-1

Demographischer Wandel in Unternehmen
Alternsgerechte Arbeitsbedingungen aus Arbeitnehmersicht

Schönwald, A.; Kühne, O.; Jenal, C.; Currin, A.

2014, XV, 199 S. 76 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-06520-1